Abschiedsrede zum Ausscheiden aus dem Schuldienst an der Gesamtschule Köln-Bocklemünd, 1988

Am Anfang eine kurze Vorbemerkung:
Mein Vater, seinerzeit Kunsterzieher und damit verbeamteter, außerdem lange Zeit verhinderter Künstler, hat in den wenigen Jahren zwischen seiner Pensionierung und seinem Tod noch ungefähr zweihundert Bilder gemalt und damals in recht fortgeschrittenem Alter zum ersten Mal im Museum seiner Geburtsstadt ausgestellt. Im Ausstellungskatalog, der sich im Vorwort unter anderem dem engagierten pädagogischen Wirken meines Vaters widmet, kommt er zum Schluss selbst mit einem Wilhelm Busch Zitat zu Wort, das für ihn offenbar so eine Art Lebenswahlspruch war: „Er sehnt sich sehr, er kann nicht ruhen, auch anderen damit wohl zu tun."
Als ich darüber nachdachte, ob ich beim Abschied von euch noch eine Rede halten sollte, kam mir plötzlich dieser Spruch in den Sinn, und mit Verblüffung stellte ich fest, wie sehr er auch auf mich zutrifft.
Da ich mich nun also entschlossen habe, heute noch einmal das Wort an euch zu richten, möchte ich vorweg – nicht ohne Selbstironie – gestehen: Ich sehn´ mich sehr, ich kann nicht ruhen, auch anderen damit gut zu tun …

Liebe Kolleginnen und Kollegen,
das zwanzigste Jahr meiner schulischen Arbeit geht zu Ende. Dreieinhalb Jahre davon war ich hier bei euch. Zu kurz sicherlich, um wirklich heimisch zu werden, aber lange genug, um mich doch dazugehörig zu fühlen.
Wo aber war mein Platz? Wer bin ich hier gewesen?
Als didaktische Leiterin Funktionsträgerin in Amt und Würden? Hoffnungsträgerin, wie einige von euch mich wohl gesehen haben? Beides erschien mir zu Beginn meiner Tätigkeit sehr verlockend, beides wurde jedoch in der Zeit meines Hierseins zunehmend auch zur Bürde.
– Jetzt trenne ich mich von euch, ja, vorläufig von Schule überhaupt, aus vielerlei Gründen, nicht aber (das sollt ihr wissen!), weil ich aufgegeben hätte. Damit niemand von euch dies annimmt, möchte ich noch einmal offen Stellung beziehen, bevor ich gehe, und ich vertraue darauf, dass es von euch so aufgenommen und gewertet wird, wie es gemeint ist: Als sehr persönliche Äußerung, in der einige von euch möglicherweise etwas entdecken, was auch sie betrifft.
Als ich mich entschieden habe, Lehrerin zu werden, war ich überzeugt davon, dass ich alle meine Beweggründe für diesen Entschluss kannte: in erster Linie einfach meine Lust, mit Kindern umzugehen, darüber hinaus aber wollte ich auch Schule anders gestalten, als ich sie selbst als Schülerin erfahren hatte.
Ich hatte Schule als einen sehr festgesteckten Raum erlebt, in dem Engstirnigkeit, Langeweile, Angst und Täuschung reichen Boden fanden und in dem junge Menschen (scharf zensiert) nur das sagen durften, was von ihnen erwartet wurde. Die meiste Zeit habe ich mich tödlich gelangweilt, ich habe wenig Wissen gespeichert, aber ich war anpassungsfähig und beendete

deshalb meine Schullaufbahn ohne Probleme. Insgesamt gesehen war ich eine gute Schülerin, dennoch habe ich die Schule gehasst.
Das Studium empfand ich dann ganz anders. Plötzlich öffnete sich mir der Raum dafür, selbst bestimmt auf alles zuzugehen, was mir wissens- und erfahrenswert erschien. Ich habe reichlich Gebrauch davon gemacht und so begann erst jetzt meine eigentliche Bildung. Ich erwähne dies, weil ich immer noch glaube, dass auch die Schule ein so geöffneter Raum werden könnte.
Nicht zuletzt aus diesem Grund bin ich in den zwanzig Jahren meiner Lehrerinnentätigkeit von einem Engagement ins nächste gestolpert, stets vom Eifer für die Sache getragen, sendungsbewusst und erfolgsbestimmt und immer davon überzeugt, dass sich mein Einsatz lohnte.
Was aber war mir dabei wichtig? Kinder erziehen? Wissen vermitteln? Helfen? Ein guter Erwachsener sein?
Erst in den letzten drei Jahren, an der Spitze dieses Weges und gleichzeitig an den Grenzen meiner Möglichkeiten angekommen, tauchte allmählich das Motiv auf, das mich die ganze Zeit bewegt hat, und als ich es in vollem Umfang begriff, hat es mich sehr berührt: Ich war auf der Suche! Auf der Suche nach dem Kind, auch nach dem Kind in mir selbst.
Manches Mal vielleicht hat dieses Motiv schon unbewusst so in mir gewirkt, dass ich Kindern sehr nah sein konnte, meistens jedoch wurde es unterdrückt, sogar verfremdet in dem Bestreben, ein möglichst guter Erwachsener zu sein, dem Wohl des Kindes verantwortungsvoll zu dienen, dem Wohl des Kindes aus Erwachsenensicht. Hermann Hesse sagt: „Der Vernünftige rationalisiert die Welt und tut ihr Gewalt an. Er neigt stets zu grimmigem Ernst. Er ist Erzieher:“
Als ich mich eines Tages dabei ertappte, dass ich mit dem gequälten Gesichtsausdruck der Erwachsenen, der alles zu viel wird, durch diese Schule lief, fand ich darin das Gesicht meiner Mutter wieder, das mich in meiner Kindheit belastet hat, ein Gesicht, das ich jahrelang viel zu oft an ihr sah, weil sie sich keine Ruhe gönnen konnte. Jetzt erschreckte mich dieses Gesicht an mir selbst. Und dann begegnete es mir zum zweiten Mal. In einem Kindheitsfoto: auch an mir selbst, einem Kind von ungefähr zwei Jahren! Auf einem Spaziergang werde ich von meiner im Hintergrund nur dunkel erkennbaren, kopflosen Mutter ungeduldig vorwärts geschoben: Nun geh doch endlich, geh! Und mein gequältes, trotziges Gesicht sagt: „Nein! Keinen Schritt mehr!“
Ich habe dieses Bild im letzen Jahr großformatig gemalt, es war ein langer, mühsamer Prozess, denn es wollte mir nicht gelingen, den Ausdruck einzufangen, aber während ich es versuchte, kam ich dem Gefühl, das dahinter steckte, immer näher und mir wurde plötzlich klar, dass ich keinen Schritt mehr weitergehen wollte, dass ich mich jetzt mitten auf meinen Weg setzen und nicht mehr von der Stelle rühren wollte. Welche Befreiung entstand durch dieses Gefühl! Welche Bedrückung andererseits, denn die überproportionierte Erwachsene in mir schalt mich sofort verantwortungslos und das Kind in mir hatte Angst vor Liebesverlust, wenn die Leistung nachlässt.
Ich beschreibe euch den Moment des Umbruchs in meinem Leben deshalb so offen und so detailliert, weil es euch vieles erklärt, aber auch weil ich glaube, dass wir uns alle mehr oder weniger in diesem Spannungsfeld befinden und gerade wir Lehrer/Pädagogen unbewusst

versuchen, einen Teil davon aufzulösen oder zu bewältigen. Aber nicht in uns selbst, sondern am anderen, am Kind, das uns anvertraut ist. Wir ahnen das! Es verwickelt uns in Widersprüche, wir suchen nach Ursachen für unser schleichendes Unbehagen und wir suchen nach Lösungsmöglichkeiten. In der Regel aber bleiben wir darin verhaftet, das in uns versteckte Spannungsfeld Kind – Erwachsener auf den verschiedensten Ebenen so zu inszenieren, dass Lösungen misslingen müssen.
Insbesondere das System Schule mit seinen Widersprüchen bietet hierfür ein weites Feld: Aufgabenverteilungen, Konferenzgebaren und nicht zuletzt das Klassenzimmergeschehen, bzw. –drama sind Nährboden für allerlei seltsame Wucherungen.
Denn es gibt immer welche die größer oder kleiner sind als man selbst!
Wer von uns hat nicht schon gesagt: „Ich würde ja gern, aber der Druck von oben…“ „Die Kinder zwingen mich ja dazu, dass …“
Ich habe jetzt erfahren können, wie wichtig es ist, sich genau an dieser Stelle selbst zu fühlen und das Kind in sich dabei wahrzunehmen und ernst zu nehmen. Diese Erfahrung hat Verkrustungen aufgebrochen, sie hat mich entspannt, alte Kräfte neu entfacht und deshalb kann ich es mir nun doch erlauben, mitten auf meinem Lebensweg sitzen zu bleiben, tief Luft zu holen und mich in aller Ruhe umzuschauen. Bestenfalls zwischendurch ein bisschen auf der Stelle herum zu hüpfen. Keine Vorwärtsbewegung. Im Augenblick will ich nur das!
Aber ich bin mir sicher, dass ich irgendwann wieder aufstehen werde und den Kampf um das Kind erneut aufnehme, denn dieser Kampf gehört zu meiner Person, das lässt sich nicht leugnen. Wenn es so weit ist, werde ich (hoffentlich) das befreite Kind in mir selbst kämpfen lassen und nicht den Erwachsenen, der eine Lebenslast meistern muss und seine eigene kindliche Enttäuschung über die Vergeblichkeit dieses Versuchs, am anderen Kind kompensiert und neu installiert, ohne es zu wissen.
Ich glaube, dass alle Erwachsenen (Erzieher/innen aber im Besonderen) sich auf die Suche nach dem verloren gegangenen Kind machen müssen, damit sie wieder einen unverstellten Zugang zum Lebendigen gewinnen.
Um nicht missverstanden zu werden: Es liegt mir fern, mit dieser Forderung an verkitschter Kinderromantik anknüpfen zu wollen; ich sehe im Kind nicht das kleine, süße und hilflose Wesen, das gehätschelt und getätschelt werden muss, ich sehe in Kindern junge, schon vollständige Menschen in der ganzen Polarität, Menschen jedoch, die (wenn sie nicht schon durch uns verdorben sind), mit ihren Gefühlen, ihrer Fähigkeit spontan zu sein und mit ihrer neugierigen Offenheit einfach näher an den Lebensquellen sind als wir. Oft sind sie auch (noch!) stärker als wir. Was können sie nicht alles aushalten! Und wenn ich unter ihnen Ungeheuern begegnet bin, so nicht deshalb, weil sie wirklich böse waren, sondern bereits Zerrbilder der Erwachsenen, die ihre eigene verwirkte Kindheit an sie weiter gegeben hatten.
Sie, die Kinder, wollen alle möglichst schnell erwachsen werden. Auch wir wollten einmal möglichst schnell erwachsen werde. Warum? Was daran erschien uns so erstrebenswert? Endlich groß sein? Endlich unabhängig sein? Endlich mächtig sein? Endlich anerkannt werden?
Aber wann und wie sind wir erwachsen geworden? Sind wir auf eigenem Boden gewachsen, haben wir unsere eigenen Blüten getrieben, so dass sich unsere ganze ursprüngliche Kraft in ihnen entfalten konnte? Oder haben wir irgendwann übergangslos und unter Trennungsschmerzen die Erwachsenenrolle schlechthin angenommen oder übernommen, die so ange-

legt gar nicht unsere Rolle war?
Wir leben in einer gefährdeten Welt. Lebensbedrohliche Entwicklungen und scheinbar unlösbare Probleme nehmen ständig zu. Wir schlagen die Zeitung auf und es schlägt uns entgegen! Beziehungs- und fassungslos stehen wir dem gegenüber, was uns unaufhaltsam über den Kopf wächst. Aber sind wir nicht zuerst uns selbst fremd geworden und gestalten als solche „Fremde“ unseren Teil dieser Welt?
Kinder sind, ganz gleich wie dumm, schlau, stark, schwach, usw. sie sind, noch berührbar, sie haben noch alle Wachstumsvoraussetzungen (falls man ihnen ihren Boden lässt!), sie weinen und lachen unvermittelt, spucken aus, was sie denken und finden unter den unmöglichsten Bedingungen Räume für ausgelassene Lebenslust.
Inzwischen haben sie sich aufgrund neuer, eigener Erfahrungen von den Kulturtechniken entfernt, die wir für unverzichtbar halten. Wir glauben nun als Lehrer unter Vollzugszwang zu stehen, sie wieder hinbiegen zu müssen und nehmen die Chance nicht wahr, uns zunächst auf die Kinder einzulassen, so wie sie sind. Wir meinen immer, wir dürfen die Sache nicht aufgeben (natürlich dürfen wir das nicht, das wäre wirklich schade!), aber zu allererst dürfen wir die Kinder nicht aufgeben!
Das fordert viel von uns. Zunehmend mehr, weil die Probleme, mit denen viele Kinder heute aufwachsen müssen, zum Teil unfassbare Dimensionen angenommen haben.
Wir können diese Voraussetzungen nicht verändern. Leider. Wir können jedoch einen verschärften Blick auf die Voraussetzungen werfen, die wir selbst im Rahmen Schule für Kinder schaffen.
Schule hat sich im Lauf ihrer Geschichte beharrlich daran beteiligt, das Wachsen kindlicher und damit menschlicher Kräfte zu verhindern, statt sie zu fördern.
Als Erfüllungsgehilfe einer bildungspolitisch kopflastig orientierten Leistungskultur hat sie sich (trotz hin und wieder halbherziger reformpädagogischer Mätzchen) immer weiter von einer humanen Anthropologie des Kindes weg bewegt: Ministeriale Lehrpläne mit Kopffüßlercharakter, Stundentafeln basierend auf Rechnungsgrundlagen, Ziffern-Beurteilungen als Primärmotivation und Zeitzerstückelungen als Lerngrundlage sind in meinen Augen Ausdruck einer organisierten Verfremdung des Lebendigen. Kindliches Fühlen, Denken und Handeln findet in einer solchen schulischen Realität wenig Raum. Eine eigene Motivation, aus der Lust am neu Entdeckten und Erfahrbaren geboren, kann so eher nicht entstehen. Und diese Sachlage ist durch kein noch so fein herausgeputztes pädagogisches Feiertagsmäntelchen zu kaschieren. Im Gegenteil: Jedes so ´Tun Als Ob´ macht es noch schlimmer. Da war mir (ketzerisch gesagt) die alte Schule fast lieber, die eindeutig autoritär strukturierte, in der man wenigstens aus dem Widerspruch eigene Kräfte mobilisieren konnte.
Ich möchte eine Begebenheit aus den letzten Wochen erzählen:
An einem dieser schon ungewöhnlich heißen Tage im Mai, als die Schüler klassenweise vor der Bürotür des Schulleiters Schlange standen, um Hitzefrei zu erbetteln, musste ich den fünften und sechsten Klassen nachmittags eine Mitteilung machen und stieß dabei in der letzten Holzeinheit mit einer überaus erbosten Putzfrau zusammen. Als sie mir den Grund für ihre Aufregung vorführte, konnte ich sie sehr gut verstehen. – In der Toilette hatte es eine Überschwemmung gegeben, deren Spuren nicht gerade fachmännisch beseitigt worden waren. Die Nässe stand noch auf dem Boden, durchsetzt von schmutzigen Kinderschuhabdrücken

und anderen Hinterlassenschaften, das Putzzeug lag im Raum verstreut. Und die Übeltäter, bereits erwischt, waren zur Stelle. Sie versicherten mir mit treuherzigem Augenaufschlag, sie hätten doch alles wieder sauber gemacht!
Was war eigentlich geschehen? In der Mittagspause hatten Wasserschlachten mit prall gefüllten Luftballons stattgefunden und im Eifer des Gefechts war so manche Wasserbombe spätestens auf der Türschwelle losgegangen.
Angesichts der übel riechenden Schweinerei und der verzweifelten Putzfrau wollte ich schon zu einer kräftigen verbalen Ohrfeige ausholen, als mir blitzartig eine Erinnerung kam: Hitzefrei an heißen Sommertagen. Schon ab elf Uhr vormittags stürmten wir dann unser Freibad und zu unserem größten Vergnügen gehörte es, kreischend mit gefüllten Bademützen hinter einander her zu rennen und uns kalte Duschen zu verpassen.
Unsere Schüler verbringen acht Stunden des Tages in der Schule. Der weitaus größte Teil dieser Zeit ist reglementiert, akademisiert und durch Erwachsenenansprüche dominiert. Sicher, wir bemühen uns alle, auf unsere Schüler einzugehen und ihnen gerecht zu werden, oft sogar auf Kosten eigener notwendiger Entspannung, aber erlaubt mir dazu frei nach Brecht zu äußern: Wir wären gerne kinderfreundlich gewesen, aber die schulischen Verhältnisse sind (noch?) nicht so.
Versteht mich bitte nicht falsch. Ich will alles Positive, das mir hier begegnet ist, keinesfalls übersehen, aber ich frage mich, warum werden zunehmend die Stimmen derer lauter, die unter Schule leiden? Schlechte Arbeitsbedingungen? Schlechtes Schülermaterial (eine durchaus benutzte Vokabel, die ich symptomatisch finde!)? Arbeitsklimastörungen? Zeitmangel? Funktionsschwächen in Schulleitung oder Kollegium? Schon diese Formulierungen, unserem Alltag entnommen, machen deutlich, wie weit wir uns vom Einfachen, Persönlichen Zwischenmenschlichen entfernt haben. Ich möchte es ganz drastisch ausdrücken: Wir leiden alle an Systemblähungen!
Was lässt sich ändern?
Viel, glaube ich noch immer.
Gemeinsam.
Aber zuerst einmal tief durchatmen! Sich Zeit und Ruhe für Wichtiges nehmen und nicht zu viel auf einmal wollen. Räume frei schaufeln, in denen Beziehungen wachsen können zwischen Personen und zu Sachen. Die Kinder zuerst das sein lassen, was sie sind und nicht erwarten, dass sie schon jetzt das darstellen, was sie in unseren Augen werden sollen. Uns selbst auch sein lassen, was und wer wir sind.
Und angesichts der sich permanent vergrößernden Masse dessen, was es zu wissen gäbe, muss Wissensvermittlung als Instrument begriffen werden, das dazu dient, Lichtungen in den Urwald zu schlagen, um sich langsam ins Freie arbeiten zu können.
Es wird immer wieder beklagt, unsere Kinder seien nicht mehr fähig etwas zu behalten. Vielleicht aber reagieren sie nur darauf, dass das Leben und teilweise auch die Schule sie wie Mastgänse behandelt.
Schule sollte so strukturiert sein, dass sie einer solchen Entwicklung entgegen wirkt. Sie sollte den Schülern Wissen, Erkenntnisse und Fähigkeiten in Form von Schlüsseln in die Hand geben, die sich nach und nach zu einem brauchbaren Schlüsselbund zusammenbinden lassen zwecks späterer Lebensverwendung nach eigenem Gutdünken. Dieser Ansatz und die

dafür notwendigen Entscheidungen müssen gut durchdacht und sehr fundiert sein. Nichts ist in dem Zusammenhang beliebig, keinesfalls!
Und hierbei wollte ich als didaktische Leiterin dieser Schule mitwirken. Ich habe geglaubt, schon die Initiierung von pädagogischen Konzepten und entsprechenden Vereinbarungen könnte Realitäten verändern. Ich habe mich darin geirrt. Die eigentliche inhaltliche Arbeit als Seelenstruktur einer Schule lässt sich nicht managen. Ich konnte mit euch Konzepte entwickeln und überdenken, dabei vielleicht auch Impulse geben, die im einen oder anderen Fall etwas bewegt haben, Einzelnen von euch konnte ich hin und wieder helfen, die alltägliche Arbeit und den Kampf ums „Überleben“ durch unterstützende Beratung zu erleichtern (etwas, das mir ganz besonders wichtig war!). Dennoch ist mir alles wie Stückwerk vorgekommen, das meine Energie verbrauchte, ohne dass eine entscheidende Weichenstellung möglich wurde.
Wenn sich eine Schule von innen so gestalten soll, dass sich dort unsere so oft verkündeten Ansprüche auf Humanität und Bildung realisieren, so muss sie sich in jedem Einzelnen von uns zuerst direkt auf das Kind zu bewegen, auf das Kind, das uns anvertraut wurde und auch auf das Kind in uns selbst. Dazu kann niemand dienstverpflichtet werden! Es erfordert Bereitschaft und Mut zur Offenheit dem anderen und uns selbst gegenüber. Wir müssen mit einander ins Gespräch kommen, statt uns zu Tode zu konferieren.
In dem Zusammenhang noch einmal Hesse: „Der Erwachsene, der gelernt hat, einen Teil seiner Gefühle in Gedanken zu verwandeln, vermisst diese Gedanken beim Kind und meint nun, auch die Erlebnisse seien nicht da.“
Vielleicht würde es uns nützen, wenn wir den Weg unserer Gedanken zurückverfolgen könnten, bis zu ihrem Ursprung, nämlich den Gefühlen, um davon ausgehend das direkte Gespräch mit den Kindern aufzunehmen und wieder ein Stück mit ihnen zu wachsen.

Ich danke euch, dass ihr mir noch einmal und so lange zugehört habt.